Die Seph und der Sepp

Autor(en): **Baltinester, Wilhelmine**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 43

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646022

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

land, von Deutschland zur Zeit der Demagogenverfolgungen auf die Karlsbader-Beschlüsse. Von den ausländischen Politikern, die übrigens oft durch falsche und aufgebauschte Meldungen der Spione unterrichtet waren, kam nun eine Note nach der andern: Gleich nach dem Monarchenkongreß zu Laibach erschienen Noten von Oesterreich, Preußen und Rußland, die die Ausweisung der Flüchtlinge verlangten, da die Schweiz ihre garantierte Neutralität nicht zum Schutze der revolutionären Flüchtlinge ausnutzen dürfe. Das Ausland drohte sogar mit Nichtachtung unserer Neutralität, sowie mit Grenzsperren. Die Lage für die Schweiz war wirklich gefährlich, dazu war sie noch innerlich uneinig, und deshalb mußte sie nachgiebig sein: 1823 beschließt die Tagsatzung, das Preß- und Fremdenkonklusum in Kraft zu setzen. Es bestimmte 1. Zensur, 2. Flüchtlinge, die im Ausland aufrührerisch gewirkt haben, sollen nicht mehr aufgenommen werden; solche, die sich Umtriebe zu Schulden kommen ließen, sollen ausgewiesen werden. „. . . nachdem die Beschlüsse . . . ihren Zweck vollkommen erreicht hatten, das erschütterte Vertrauen der Großmächte aufs neue zu begründen . . .", wurde das Preß- und Fremdenkonklusum 1829 nicht mehr erneuert.

Da ging 1830 die Kunde von der Julirevolution durch die Welt. Freudige Erregung war überall, neue Hoffnungen wurden geweckt. Die Folge waren neue Aufstände in Polen, Italien und Deutschland. Doch die Hoffnungen der Volksherrschaft scheiterten. Darum suchten wieder zahlreiche Flüchtlinge in der Schweiz Schutz. Man hatte in der Schweiz den freiheitlichen Bestrebungen mit Sympathie gefolgt. Die Fremden wurden oft geradezu als Märtyrer der Freiheit angestaunt und waren den gerade herrschenden Liberalen meist willkommen. Die Schulreform forderte viele neue tüchtige Geisteskräfte. So wurden viele als Professoren berufen, andere fanden Anstellung als Mittel- oder Volksschullehrer. Aber die große Masse war arm und schlug sich durch mit Handlangerarbeiten, Uebersetzen usw. Was der neue Geist, der von den durch revolutionäre und republikanische Ideen verwirrten Ausländern in die Schweiz getragen wurde, oft für Früchte trug, zeigt folgendes kurzes Beispiel: Unter dem Deutschen Rauschenplat erklärte sich das kleine Dorf Diepflingen, Baselland, als unabhängige Republik. Die Verfassung hatte Rauschenplat verfertigt. Diese neugeborne Republik bestund aus ganzen 59 Aktivbürgern. Doch wurde dann der republikanischen Herrlichkeit Diepflingens mit Hilfe der Basler Landjäger ein Ende bereitet. Rauschenplat wurde übrigens später Professor in Bern.

Der unerwartete Einmarsch von 348 polnischen Offizieren hatte die Berner Regierung in Verlegenheit gebracht. In der ganzen Schweiz entstunden wieder Hilfsorganisationen als den Polen die Mittel ausgingen. Im ersten Jahr allein kostete ihr Unterhalt 37,000 Franken. (Nach anderer Angabe sogar 108,000 Franken.) Das gab nun auf dem Land Anlaß zu Mißstimmung. Selbstverständlich wurden sie entwaffnet. Aber sie hatten nur „. . . zehn Sabeln . . ." und einige Pistolen bei sich. Durch ihre Betätigung am Einfall in Savoyen wurde den Diplomaten wieder zu Arbeit verholfen. Sogar bejahrte Geistliche sollen in den kalten Januarnächten den Polen Fußwege durch die Rebberge gezeigt haben. In Nyon wurden die Flüchtlinge „. . . von der Einwohnerschaft . . . gehatschelt . . ." Ludwig Snell nannte den Savoyerzug einen großen, an der Schweiz verübten Betrug. In derben Noten wurde die Schweiz des Friedensbruches angeklagt. Den Mächten wurde eröffnet, daß man die Teilnehmer ausweisen wolle. Aber darin wurde eine Fügsamkeit erblickt: Aus dem Notenregen wurde ein Notenhagel. Es wurde gedroht mit Grenzsperre und Verkehrshemmungen, die Ausweisung sämtlicher Flüchtlinge wurde verlangt. Auch die öffentliche Meinung wurde in Deutschland in jeder Weise gegen uns aufgebracht: Karlsruher Zeitung 1834: „. . . Völlerei, Unzucht, Raub, Mord und Brand nehmen mit einer furchtbaren Schnelligkeit zu . . ." oder „. . . die Schweiz gleicht einem Schiff mit trunkenen Matrosen bemannt, aber ohne Steuermann . . ." Die Blätter aus der Schweiz wurden verboten. Man fing an die Folgen zu spüren. Der „Republikaner" schrieb: „. . . tausend Handelsgeschäfte sind deshalb unterblieben, tausend Vergnügungsreisen nach der Schweiz aufgegeben worden . . ." Im Juni kam eine dritte Ladung diplomatischer Noten. „Berner Volksfreund": „. . . Es ist ja wahrhaftig nicht zum Aushalten, dies ewige diplomatische Gewäsch. Man schämt sich ja, wenn man als Zeitungsschreiber dem Publikum immer nur die alte Leier vorspielen kann . . ." Der Sperrschrecken erreichte immerhin sein Ziel: „. . . Suchen wir durch Nachgiebigkeit der Sache ein Ende zu bereiten, wir sind ja nicht schuld daran, daß wir in diesen Dreck geraten sind . . ." In Zeitungen und öffentlichen Versammlungen wurde dieser Kleinmut laut verurteilt. Wir sehen schon, was für unangenehme „Stürmereien" das von der Schweiz hochgehaltene Asylrecht ihr oft eingebracht hat.

Schluß folgt.

Die Seph und der Sepp

Von Wilhelmine Baltinester

Die Seph, die Tochter vom Sellbauer, kann sich zum Heiraten nicht entschließen. Es gibt im Dorf und in allen Nachbardörfern keinen Burschen, der ihr recht gefällt. Ist er reich, so hat er nicht genug Schneid, hat er genug Schneid, ist er nicht reich genug. Und dann ist's noch was, das die Seph sucht; was es ist, weiß sie selber nicht. Es muß halt der Richtige sein, und der ist noch nicht gekommen. Die Seph selbst ist bildschön und reich und sehr hochmütig gegen die Männer.

Erst hat der Vater wegen ihrer wählerischen Art gewettert, dann hat er sie inständig gebeten, doch keine alte Jungfer zu werden, dann hat er mit Wettern und Bitten allmählich aufgehört, weil's ja doch nichts hilft. So wird die Seph sechsundzwanzig Jahre alt, aber man kann sie ruhig für neunzehn halten. Geht sie tanzen, ist immer ein Troß Buam hinter ihr her, geht sie auf einen Jahrmarkt, gibt es kaum ein Mannsbild, das sich den Hals nach ihr nicht langdreht. Sie könnte noch immer haben, wen sie will. Sie will aber nicht.

Eines Tages geht die Seph ins nächste Dorf, um ihre Freundin, die dort verheiratet ist, zu besuchen. Auf dem Heimweg, noch in der Nähe des fremden Dorfes, kommt sie an einem Hügel vorbei, auf dem ein Kapellchen steht. Ueber den schmalen Hügelpfad schwankt, von der Kapelle her kommend, ein altes Weiberl. Es geht so seltsam haltlos nach rechts und links, und der Rosenkranz, den es zwischen den Händen hält, schlottert. Die Seph bleibt stehen, schaut, springt mit ein paar Sätzen hinauf. Sie kommt eben zurecht, um das Weiberl in ihren kräftigen jungen Armen aufzufangen und vor dem Sturze zu bewahren. Sie hält die Ohnmächtige an sich gedrückt; sie auf die Erde niedergleiten zu lassen, wagt sie nicht recht, aus Angst, ihr dabei weh zu tun. Sie steht also, mit dem Mutterl in den Armen, da, und schaut die ganze Landstraße auf und ab, ohne jemand zu sehen. Endlich — das Weiberl wird trotz Zureden kein bißchen munter — entschließt sie sich zu rufen: „Oha! Oha! Is niemand da?"

Vielleicht wacht das Weiberl vom Geschrei auf. Es ist so weiß und verschrumpft, am Ende ist's schon tot? Der Seph wird ein bissel kalt. Niederlegen mag sie ihre Last aber doch nicht.

„Oha! Oha!" ruft sie weiter.

Aus dem Walde drüben kommen zwei Holzknechte hervor. Sie sind noch weit. Sie strengt ihre Lungen an, so sehr sie kann. Auf dem Hügel oben muß man sie ja gut sehen, wie sie dasteht mit der halbtoten Frau. Der eine der Knechte fängt an zu laufen. Es dauert immerhin eine gute Weile, bis er da sein kann. Endlich steht er oben.

„Der Frau is schlecht — oder is goar scho tot! Hilf mir s' bettn daher!"

Er hilft ihr das Weiblein niederzulegen. Es liegt im Gras und muckst sich nicht.

„Hast a Feldflaschn da, gib Wasser her!" Etwas herrisch kommandiert die Seph mit ihm. Er sieht aus gebückter Stellung von unten her verwundert zu ihr auf. Der Blick fragt: Na, no? Was hast denn du so mit mir herumzuschaffen?

Unter den kalten Wassertropfen wird das Weiberl lebendig, regt sich, schnauft, schlägt die Augen auf, lallt, läßt — noch halb im Dämmer der Ohnmacht — sofort wieder die verbogenen Gichtfinger um den Rosenkranz laufen.

„Woas is denn gschehn, Muatterl?" fragt der Bursch.

„Gschehn? Is woas gschehn?" fragt sie verwundert und schaut ihm und dem Mädel ins Gesicht.

„Wer seids Oes?"

„No, gfundn habn wir dich! 's war dir halt a bissele schlecht," beschwichtigt der Bursch.

„So? Ja — a bissele schlecht . . .", wiederholt sie gedankenverloren und starrt in den blauen Himmel. Die Seph schiebt ihr eine Hand als Stütze unter den Kopf. „Klaubt's mi z'samm, i will hoam!" sagt das Weiberl.

Sie helfen ihr auf, sie schwankt.

„Wohnst weit?" fragt die Seph.

„Ums Eck — am Mühlbach drunt."

„Wir führn di scho hin!" sagt der Bursch. „Is eh scho Feierabend, i geh hoam."

Zufrieden nickt das Mutterl. „Halt ja. Ma is siebenundachtzig Joahr, o mei . . ."

Die Seph und der Bursch packen rechts und links an und führen die Alte in ihr Häusl, wo eine Tochter, selbst schon eisgrau, sie bereits unruhig erwartet.

Die Seph und der Bursch gehen vom Häusl weg.

„Adjes!" sagt er.

„Adjes", nickt die Seph.

Aber sie gehen weiter nebeneinander, denn sie schlagen denselben Weg ein.

„Bischt von Kirchdorf?" fragt er.

„Ja."

Er wundert sich, daß sie nicht fragt, von wo er her ist. Hochmütig ist die! Von selbst wird er ihr's auch nicht sagen, daß er kaum eine halbe Stunde weit von hier in einem Kleinbauerngehöft wohnt. Er geht und pfeift, stößt Steine, die ihm im Weg liegen, mit der Stiefelspitze vor sich her.

Die Seph geht schweigsam. Warum läuft der mit? Sie will allein gehen. Sie bleibt stehen, pflückt eine Blume vom Wegrand. Er geht weiter. So wird sie ihn los. Mit seinen langen Schritten hat er bald Vorsprung. Die Seph pflückt noch Blumen, wertlose, staubige Wiesenblumen, wie sie eben am Wegrand sind, sie wird sie dann fortwerfen. Erst als sie sieht, daß er verschwunden ist, geht sie ihren Weg geradeaus weiter. — — —

Es vergehen einige Wochen. Der Bauer Sell sitzt vor der Haustür und verhandelt mit Holzknechten, die sich für seinen Holzschlag, den er im Hochwald oben hat, gemeldet haben. Die Seph geht über den Hof. Den einen, der dasteht, kennt sie. Näher kommend, hört sie den Vater sagen: „Alsdann, morgen gehst aufi zum Schlag. Bischt aufgnommn! Enk andere brauch i derweil nit; hab eh noch drei Knecht obn." Der neue Holzknecht erblickt die Seph und schaut schnell auf den Boden.

„Seph, sag der Fanni, 's wird einer mehr mitessn heunt!" ruft ihr der Bauer zu.

Die Seph geht ins Haus. Grüßen hätte der da sie können!

Sie sitzen alle um den Tisch, die Herrenleut, Knechte, Mägde, ganz unten der neue Holzknecht. Die Seph schaut einmal ans Tischende hinunter. Der Holzknecht hat die Blicke auf seinem Teller.

Nach dem Essen behält ihn der Bauer noch zurück, erklärt ihm noch dies und das, denn er schickt ihn für längere Zeit auf den Holzschlag.

Als er geht, steht die Seph unter der Haustür. Er muß dicht an ihr vorbei.

„Kennst mi nit, daß nit grüaßt?" stellt sie ihn.

„Di? I hoan di scho wo gsehn — aba wo, woaß i nit!" erwidert er.

Sein stolzes Lügen empört sie. Wie groß er tut, so ein Knecht!

„Dann sperr nächstesmal deine Augen besser auf!" fährt sie ihn an und tritt ins Haus zurück. Er geht davon.

„Vatern, woas hast denn akkrat den da aufgnommn?" fragt die Seph, als sie wieder in die Stube kommt.

„Warum nit? Er war der stärkste Kerl von alln! Er war beim Krutschenbauer und beim Staluber Holzknecht, hat guate Zeugnis, sauft nit, und is a Mordskerl, der Sepp, dös siagt ma eahm an! Hast dir seine Muskeln angschaut?"

„I hoan mir seine Muskeln nit angschaut. Aba z'wida is er!"

„Geh, hör auf!" sagt der Bauer, gutmütig abwinkend. „Woas woaßt du! Dir is ja alls z'wida, woas a Moannsbild is!"

Es gibt ihr keine Ruhe, daß einer stolz sein darf gegen sie, daß er so tat, als würde er sie nicht erkennen. Ein Holzknecht! Zum Lachen! Wo die Reichsten im Dorf hinter ihr her sind! So ein Hergelaufener!

Sonntag kommen die anderen Holzknechte vom Hochwald herunter, um beim Bauer zu essen und Lebensmittel zu fassen. Der Sepp kommt nicht mit ihnen.

Spätnachmittag erst stelzt er daher. Die Seph ist gerade allein im Haus, der Vater ist beim Wirt, Knechte und Mägde sind im Dorf.

Sie steht in der Stube und legt das Eßzeug fürs Abendessen zurecht. Als die Tür aufgeht und er dasteht, wendet sie sich jäh um.

„Grüaß Gott."

„Grüaß Gott", sagt sie gleichmütig.

„Is der Bauer nit dahoam?"

„Naa."

„Kummt er bald?"

„Woll."

„Da wart i halt."

Sie gibt keine Antwort, geht aus der Stube, kommt nach einer Weile mit einem Laib Brot und einem Käse zurück, legt beides vor ihn hin.

Er ißt, ohne zu danken.

„Dös alte Weiberl is gstorbn vor zwaa Täg", sagt er.

Sie steht und schaut ihn an. „So? Da schau her: Du erinnerst di jetz also doch, mi gsehn zu habn damals!"

Er zuckt die Achseln.

„Wann is dö Leich?" fragt sie.

„Woaß nit. Is a liabs alts Muatterl gwen! Erinnert mit an mei Groaßmuatta selig."

„Bischt von weither?"

„Von weit. Nah beim Boarischen."

Sie schweigen. Nach einer Weile fängt er an: „Es woar a großer Hof dahoam. Der Vata hat nomal gheiratet, und die Frau war achtzehn und er vierzig. Sie war nit brav, glei von aller Anfang. Dös hat er si zu Herzn gnumma und is ins Wirtshaus gangn, und 's Geld war bald verputzt. Is halt nix mehr da gwen z'letzt. Sind wir halt Knecht wordn, dö Brüada und i; wiar der Hof unterm Hammer woar, san wir scho große Buam gwest. A Schwesta hoan i aa, die hat no a Glück ghabt, hat gheirat und is ihre eigene Frau."

„A Glück ghabt?" fragt sie höhnisch.

„No ja! Hör amal, wann eine nix hat, und einer nimmt sie, und sie braucht nit als Magd z' gehn und a saure alte Jungfer wern!"

Sie sieht ihn scharf an. Ist die saure alte Jungfer etwa auf sie gemünzt? Aber dann reckt sie sich. Mit ihren sechsundzwanzig Jahren wird's keinem einfallen, sie eine alte Jungfer zu nennen. Dennoch spricht sie nicht weiter, nimmt eine Schüssel, geht in die Küche und kommt nicht wieder herein.

Ihm wird's langweilig in der Stube. Gut eine halbe Stunde hockt er allein dort. Dann steht er auf, kommt in die Küche gestapft. Sie steht am Herd, fängt schnell etwas zu rühren an. Er tritt näher, sieht, daß der Topf in dem sie rührt, leer ist.

Sie schaut auf. Mit einem Male haben sie Blick in Blick verbohrt.

In der Stube drinnen geht die Tür auf, der Bauer kommt. Der Sepp geht in die Stube hinüber. Die Seph hört den Vater mit ihm reden. Dann kommt der Sepp zur Küchentür.

„Alsdann, adjes", sagt er in die Küche hinein und dreht seinen Hut in der Hand.

„Adjes", sagt sie vom Herd her, ohne den Kopf nach ihm umzuwenden.

Vier Sonntage zeigt er sich nicht auf dem Hof. Am fünften kommt er ganz spät. Der Bauer ist zu Hause. Die Seph auch. Sie läßt sich Zeit, ehe sie den Gruß des Sepp erwidert.

Als er fortgeht, steht die Seph im dunkeln Hof am Brunnen.

„Bhüat di Gott!" sagt er.

„Bhüat di Gott! 's muaß nit fad sein obn auf 'm Holzschlag, daß d' so viele Sunntig obn hockst!"

„O na — is goar nit so fad", lacht er verlegen.

Sie wendet sich ab.

Da hat er jäh seinen Arm um ihre Mitte, preßt sie an sich und küßt sie unbändig und wie ein Ausgehungerter, läßt sie dann los und verschwindet mit einem Laut, der ihr wie ein Schluchzen oder Stöhnen im Ohr bleibt, in der Dunkelheit.

Wie vom Blitz getroffen steht sie da.

Der Sonntag kommt — aber nicht er.

Am nächsten Tag steigt die Seph den steinigen Weg zum Hochwald hinauf. Vier Stunden hat sie zu gehen, bis sie den noch fernen Lärm vom Holzschlag hört. Sie steht und schaut durch die nackten Stämme. Eine Axt blitzt. Der dort mit der Axt dreinhaut, ist der Sepp. Sie schaut rechts und links. Die andern sind nicht in der Nähe. Sie geht auf ihn zu, die Stirn gefurcht. Er blickt auf.

„'s woar dei Pflicht, z'kumma!" sagt sie.

Er wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, preßt die Lippen zusammen.

„Glaubst, daß ma a Selltochter küßt, ohne sich zu verlobn?" fragt sie rauh.

Er kämpft. Dann sagt er: „I mag mi aba nit verlobn!"

Sie wird kreideweiß. Da steht sie nun und trägt sich einem Holzknecht ihres Vaters an, sie, die Seph, die die Reichsten aus dem Dorf ausgeschlagen hat, und dieser Holzknecht sagt nein!

Fortsetzung auf Seite 1035.

Das Etzelwerk ist fertig

Von Walter Schweizer, Bern

Die Sihl ist gestaut — die Schweiz hat einen neuen See!

So könnte man in kurzen Worten dieses 65 Millionen-Werk abtun. Was sich aber dahinter für eine Arbeit verbirgt, davon mögen die folgenden Zeilen Aufschluß geben.

Es werden jetzt ziemlich genau vierzig Jahre her sein, daß Ingenieur Kürsteiner aus St. Gallen in Verbindung mit der Maschinenfabrik Oerlikon ein Etzelwerk-Projekt ausarbeitete, das auf sorgfältiger Grundlage fußend, einen großen Erfolg zu werden versprach. Leider führten dann die Unterhandlungen mit den beteiligten Kantonen zu keinem Ziele, so daß man auf das Projekt verzichten mußte. Im Jahre 1909 schlossen dann die Bundesbahnen mit der Maschinenfabrik Oerlikon einen Vertrag ab wegen Abtretung des Projektes mit sämtlichen Studien und Untersuchungen. Aber erst 1925 waren die Verhandlungen mit den Kantonen Schwyz, Zug und Zürich soweit gediehen, daß die Etzelwerk-Konzessionen genehmigt wurden.

Mit dem Bau wurde im Frühjahr 1932 begonnen und zwar auf der ganzen Linie. Erst mußten gewaltige Fluß- und Bachverbauungen geschaffen werden und das für die Sihl, den Brunnenbach, die Minster wie auch für die rechtsufrig in den Sihlsee mündenden Bäche Eu, Dimmer, Ricken und Groß. Die Gesamtlänge der von der Etzelwerk A.-G. zu verbauenden Bäche betrug 10,630 m, nicht eingerechnet die Sihl oberhalb der Studenerbrücke von rund 1,5 km Länge, die vom Kanton Schwyz verbaut wurde unter Beitragspflicht von 45 % durch die A.-G. Die Kosten für alle Verbauungen beliefen sich auf 2,7 Millionen.

In Verbindung mit den Bachverbauungen mußte auch das Seeufer neugestaltet werden, was viele kostspielige und große Auffüllungen zur Folge hatte. So wurden die seichten und flachen Uferstellen bei Groß und Dick mit rund 40.000 m³ Material aufgefüllt; bei Willerzell waren es ca. 120,000 m³ und zwar erreicht heute die Aufschüttungshöhe 70 cm über dem Normalstau des Sees, das heißt, sie liegt 893,30 Meter über Meer. Nach Süden zu wurde der See durch einen Abschlußdamm von rund 800 Metern abgegrenzt, wodurch über 60,000 m² Land der Bebauung erhalten werden konnten. Auch bei der Einsattelung des Horgenberges mußte der Stausee abgesperrt werden und das durch einen Staudamm von 155 m Länge, einer Höhe von 15 m und einer größten Breite von 73 Metern. Das Gesamtvolumen beträgt 50,000 m³.

Der Werkbau bedingte aber noch andere wichtige Erdarbeiten, nämlich die von Straßen. So wurden um den Stausee herum rund 27 Kilometer Straßen erstellt. Hatten die meisten der bestehenden Straßen nur eine Breite von 2,5 m und kein Steinbett, so sind die neuen Straßen 3 und 4 m, die Hauptstraßen sogar 5,4 m breit, und weisen ein Steinbett von durchgehend 25 cm Stärke und eine Schotterlage von 8—12 cm auf.

Mit den Straßenbauten aufs engste verbunden sind am Sihlsee auch die neuen Brücken, die wahre Kunstwerke der modernen Technik darstellen. So der Willerzeller-Viadukt, der von Birchli-Einsiedeln nach Willerzell führt; 1115 m lang und 4,5 m breit ist, während der Steinbach-Viadukt nur eine Länge von 412 Metern hat. Dem Bezirk Einsiedeln wurde seinerzeit für den Verzicht auf den Willerzeller-Viadukt eine Entschädigung von 800,000 Franken offeriert, die er aber ablehnte. Heute belaufen sich die Kosten für die Straßen und Brücken um und über den Sihlsee auf rund 4,7 Millionen Franken. Was den Bau der Brücken enorm erschwerte, war der ungünstige, aus Torf und Seeschlamm bestehende Untergrund. Für den auf Pendeljochen ruhenden Brückenbau mußten gewaltige Pfählungen vorgenommen werden und zwar kamen Pfähle bis zu 28 Meter Länge zur Verwendung. So waren beim Willerzeller-Viadukt, der 43 Oeffnungen von 25 m und zwei Endöffnungen von 20 m Stützweite aufweist über 660 Fundamentpfähle und 98 Sockel erforderlich, während der Steinbach-Viadukt bei 412 Meter Länge 400 Pähle und 44 Sockel benötigte.

Die Staumauer in den Schlagen wurde als reine Schwergewichtsmauer errichtet. Sie hat einen Inhalt von ca. 25,000 m³. Auf 1 m³ Mauerinhalt kommen 3600 m³ Seeinhalt, (beim Kraftwerk Wäggital war dieses Verhältnis 1 : 640, beim Oberhasliwerk 1 : 230). Um beim Bau dieser Staumauer volle Sicherheit zu haben, wurde der gewachsene Fels auf der Wasserseite bis zu 30 Meter unter die Fundamentsohle mit Hochdruckinjektionen gedichtet. Die Mauer selbst zerfällt in einzelne, vollständig getrennte Blöcke von 12,4 m Breite, die flußaufwärts um 3 m vorgeschoben wurden, um Platz für die Aufstellung der Windwerke zu erhalten. Die Mauerkrone hat eine Länge von 127 m und eine Breite von 4 Metern. Sie stellt gleichzeitig auch die Fahrverbindung von Roblosen nach Langrüti her. Unter der Staumauer, die den See auf 892,6 Meter Höhe staut, befindet sich der Stolleneinlauf und das auf 875,5 m, also rund 4,5 m unter dem tiefsten Stauspiegel des Sees.

Bei der Staumauer in den Schlagen beginnt der 2940 Meter lange Druckstollen, der durch einen Ausläufer des Etzels nach dem Wasserschloß führt. Dieser Druckstollen bildet im ausbetonierten Zustande eine Röhre von 3 m lichter Weite. Anschließend folgt die Druckleitung aus zwei Eisenrohren. Vom Wasserschloß weg führt die Druckleitung nach der Zentrale, und das auf einer Länge von 2230 Metern. Erst kurz vor dem Apparatehaus, der Zentrale, geht der Stollen in die zweisträngige Druckleitung über. Dort wurde das Stollenprofil von 3 m auf 6,2 m Breite und 5 Meter Höhe erweitert, um das Hosenrohr aufnehmen zu können, das auf einer Länge von 18,3 m in den Stollen verankert ist. Im Apparatehaus kann jede Druckleitung mittels einer von Hand zu bedienenden und einer automatisch wirkenden Drosselkappe abgeschlossen werden. Die Wandstärken

Diese Schliffscheiben, die in der Größe von ca. 16—20 cm sind, bilden in den Häusern eine Zierde, wurden sie doch vielfach vom reichgewordenen oder sonst wohlhabenden Bauern bestellt, der damit gewissermaßen seinen Stolz darein setzte, sein Haus, in Bezug auf Prachtaufwand, dem des Städters nachzugestalten. Andrerseits wurden viele dieser Schliffscheiben von Bekannten und Verwandten dem Hausbesitzer geschenkt. Merkwürdigerweise finden wir in Berner Patrizierhäusern heute nur noch wenige dieser Kunstwerke, dafür aber liebte es der Städter, eine solche Scheibe, meistens noch mit seinem Wappen verziert, seinem Lehenmanne, dem befreundeten Pfarrherrn oder Schulmeister als Präsent zu geben oder auch dem Wirte, in dessen Gasthaus er mit seinen Freunden einzukehren pflegte.

Die Kunst des Glasschnittes und der Glasschleiferei entwickelte sich aus derjenigen des Steinschnittes, das heißt, aus der schon im frühen Altertum bekannten Technik, auf Bergkristall zu gravieren. Den ersten Erzeugnissen dieses Kunsthandwerkes begegnen wir um das Jahr 1600 und als erste Meister müssen die Deutschen Lehmann und Schwanhardt angesprochen werden, die ein diesbezügliches Privileg von Rudolf II. im Jahre 1609 erhalten haben. Richtig in Schwung kam aber diese Kunst erst viel später, als die Glasschleifer in Böhmen und Schlesien ein verbessertes, kristallklares Kreideglas herstellen konnten. Diese erste Periode fällt in die Jahre 1680—1775, während in einer zweiten Periode die Schleifer Schlesiens den Vorrang hatten und zwar durch reich dekorierte Gläser, die ihre höchste Blüte zur Zeit des Rokoko hatten. Mit der Erfindung des englischen, schweren Bleiglases, das alle andern Gläser zu verdrängen vermochte, erlitt auch die künstlerisch hochentwickelte böhmische und schlesische Glasschleiferkunst ihren Todesstoß. Viele dieser Künstler wanderten aus und kamen weit in der Welt herum. So erzählt einer der ersten Schleifer, Kreybisch: „Auf das Jahr 1688 bin ich wiederumb das ander Mal verreiset mit Kaspar Heinschen und Mathäus Weydlicher und reiseten von Haus mit einem guten Wagen . . ."

Die ersten Schliffscheiben in der Schweiz, die wir in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts antreffen, dürften wohl von solch herumziehenden Glasschneidern angefertigt worden sein, von denen sich dann einige später in der Schweiz niederließen. So gründeten die Brüder Siegwart aus St. Blasien eine erste Glashütte in Hirsegg bei Flühli, wo künstlerisch sehr hochwertige Gläser hergestellt wurden. Mit zwei andern Leuten aus dem Schwarzwald stellten sie später besonders Hohlgläser und Butzenscheiben her und legten auch verschiedene andere Glashütten an, so in Romoos, in Kragental bei Flühli, in Semsales (Freiburg) und später dann in Hergiswil.

Außer den reichen Wappenbildern stoßen wir auf Schliffscheiben, die für das Schreiner-, Müller- und Metzgerhandwerk bestimmt waren, zudem auf die damals so beliebten Dragonerscheiben wie nicht zuletzt auf viele kirchliche Sujets, wie den „Sündenfall unserer ersten Eltern im Paradies", „Isaaks Opferung", „Grablegung" und „Kreuzigung". Was den Stil dieser Schliffscheiben anbetrifft, so finden wir hier vornehmlich Rokokoornamente und neben den Palmblättern, die immer eine Hauptrolle spielten, stoßen wir auf die Rokaille und das die Flächen ausfüllende Sterngitterwerk. Meistens handeln die Scheiben von Ritterzierart, Vollwappen mit Helm, Helmzier und Decken über der Inschrifttafel mit barocker Umrahmung, oder das Wappen befindet sich in einer reich verzierten, barocken Kartusche, die mit schweren Perlbehängen oder Blumengirlanden verziert ist, die zuletzt von einer reichen Umrahmung im gleichen Stil umgeben ist. In den Jahren 1760—69 herrscht sowohl im Stil wie in der Technik eine große Mannigfaltigkeit, und man hat das Gefühl, daß neben den kunstgeübten Graveuren sich auch gewöhnliche Glaser im neuaufgekommenen Handwerk betätigten.

Interessant ist die Mode der Schliffscheibe insofern, als neben dem Kleinbürger insbesondere auch der Bauer sehr darauf hielt, ein eigenes Wappen zu besitzen. So entstanden um diese Zeit (1775) neben den altersher gebräuchlichen Hauszeichen und der Pflugschar, Wappen von Bauerngeschlechtern, die entweder mit Bezugnahme auf den Namen gebildet oder ganz neu erfunden worden sind. Auf vielen der Scheiben findet sich sehr oft nur der Name des Hausbesitzers mit der Jahreszahl, dann enthält die Scheibe nichts anderes als noch einen mehr oder weniger frommen Spruch, der meist mit der Tätigkeit des Besitzers im Zusammenhange steht. So lesen wir auf verschiedenen Scheiben folgende Inschriften: „Das Erdrich thun wir umkehren/ mit Pflug und Pferden früh und spat / damit wir uns ernehren /wie es Gott geordnet hat." Christen Klötz schreibt auf seine Scheibe: „Christum lieb haben ist besser dan alles wissen." Ein Viehhändler hatte folgenden Spruch: „Wer handelt recht nach Bittlichkeit, bey dem ist Gott in Lieb und Leid." Ein Wirt hat auf seiner Scheibe folgenden fröhlichen Vers: „Win jn Witz. Darum hüette dich für / Füllerej. drinke mäßiglich." Caspar Iseli, Wirt, hat mit dem Datum 1752 folgenden Spruch: „Wenns schon viel hartes Eisen ist / So kan mans erweichen mit der Hitz. So sey es Gott auch heimgestellt / Mach ers mit uns wies in gefelt." Neben den reinen Schliffscheiben finden wir da und dort auch noch Spruchscheiben mit längeren, moralisierenden Versen: „Hauslich die Eheläuth auch sein sollen / wan sie Etwas bekommen wollen. / und dem geseind nit alles vertrauwen / sondern selber darzu schauwen — / dein gewunen Gutt soll nit verprassen / den Sonntag sollt sein Ruh auch lassen — / und nicht an dem Gelt verzehren. / Bätt. Liß. sing und thu predig hören / hab Gott lieb und den Nächsten dein / haß und neid laß fern von dir sein. 1744."

Wie schon angedeutet, wurden die meisten Scheiben dem Besitzer geschenkt und so wundert es uns nicht, daß man bei vielen Scheiben die Dedikationen auch gleich verzeichnet findet: „Aus Hertzes Liebe und Treu verehre ich Durs Hofer zu Bettenhausen meinem Bruder dies Pfenster neu. 1757."

So tragen die Schliffscheiben an unsern schmucken Bauernhäusern nicht wenig zur Belebung bei, wie die schönen, kunstreichen Ornamente über und unter den Gesimsen, die Spruchbänder oder Säulchen. Immer aber haben wir es mit etwas Bodenständigem, Wahrem, Schönem zu tun . . . eben jener Arbeit, die aus dem Volk heraus entstanden ist und für das Volk berechnet war.

„Gottes Güte Sägen und treü / sej in diesem Haus alle mor- / gen neüw.

(Die Seph und der Sepp. Fortsetzung.)

„Du wirscht!" keucht sie und ballt die Fäuste.

„Nix werd i! A Busserl is no lang ka Versprüch nit."

Mit einem Ruck wendet sie sich ab und geht. Er schaut ihr nach, den Hals vorgestreckt, sieht, daß sie nicht den Weg ins Dorf nimmt, sondern höher hinauf, gegen die Felskante des Berges zu.

Die Seph steigt hinan mit hoch ausgreifenden Bergfrauenschritten. Oben weht der Wind. Steil stürzt die Felskante ab. Die Seph tritt ganz weit vor. Eine braune Faust reißt sie zurück.

„Laß mi!" Die Seph stößt den Sepp fort, daß er taumelt, aber er springt wieder vor, hält sie fest. Sie stemmt ihre Fäuste gegen seine Brust, will los von ihm. Wie Eisen umschließen sie seine Arme.

„Du!" sagt er, sein Gesicht so nah an dem ihren, daß seine Züge vor ihrem wirren Blick schwimmen. „Du, daß du's woaßt: glei damals, wiar dös alte Weiberl z'sammgefalln is, glei damals bei der Kapelln, hoan i mi in di verschaut. Und dann warst harb, und i hoan darüber an Zorn ghabt, und wiar i goar gsehn hoan, daß du dö Sellertochter bischt, da hoan i gwußt: aus is! Aba inwendig hat's noch immer nach dir gschrien!" Einer seiner Arme läßt sie los, und er schlägt sich mit der Faust auf die Brust. „Inwendig, woaßt, Tag und Nacht, bei jeder Arbat, immerzua! I bin dir aus 'm Weg gangn. Is nix: dö Selltochter und a Holzknecht! Hoan di küßt, woar a Sünd von mir — hoan nit anders gekunnt, wiar du dort gstandn bischt im Finstern und i gwußt hoan, du stehst dort wegn meiner. Aba 's muaß aus sein. Is koa Eh nit zwischen an Bettelsack und an Geldsack!" Er preßt die Lippen zusammen, spürt, daß ihre Hände, die sich, zu Fäusten geballt, gegen ihn gewehrt haben, ihn längst nicht mehr abdrängen, sondern sich an ihn klammern. „Du!" jammert er auf und küßt sich in ihr Gesicht hinein.

„I laß di nit!" sagt sie, windet die Arme um seinen Nacken und preßt sich an ihn.

Er schüttelt krampfhaft den Kopf.

„Sepp!"

„Naa." Sein Gesicht ist fest, seine Lippen verkrampfen sich, seine Augen brennen in trauriger Liebe auf ihr. „I schwör dir's, i heirat ka andere nit! I bleib ledig mein Lebn lang!"

Nach der Schlacht

Sie hatten gehaßt und gestritten
Die Nacht bis zum Morgenrot.
Nun liegen sie zwischen zwei Gräben
Bleichwangig, verwundet und tot.
Zwei Feinde kriechen zusammen,
Sie fühlen's: Der Haß ist ein Trug.
Ein jeder verbindet die Wunden,
Die wild er dem andern schlug.

Jakob Boßhart.

Sie windet ihre Arme noch fester um ihn.

„Und jetzt sei gscheit und geh — und denk nimma an mich! In a poar Täg is d' Arbat da fertig, dann geh i wieda fort, bis an die Grenz und vielleicht drüber hinaus . . . Denk nimma an mi!"

„I hoan di aba liab!" jammert sie auf.

Er preßt noch einmal sein Gesicht an das ihre und tritt dann mit einem festen Schritt von ihr zurück.

„Geh, Sephele, geh!" sagt er und steht mit abgewandtem Gesicht und hängenden Armen da.

Sie geht zu ihm hin, schmiegt sich an ihn.

„Sephele, geh! Und denk drüber nach! Wirscht sehn, i hab recht. A Selltochter heirat koan Knecht nit!"

„Wann's mir aba recht is!"

„Naa, naa! Dös moanst nur jetz! Dann wann s' zum Lästern anfangn im Dorf, dann siaghst es ein! Geh, Sephele, geh!"

„Dann hast mit nit liab! Dann bischt oanr, der spielt!" schreit sie.

Er steht nur still da und läßt sie in seine Augen sehen. Sie senkt di ihren und fängt zu weinen an.

Ihm zuckt's im Gesicht. Er legt den Arm um sie. „Denk drüber nach!"

Sie schüttelt den Kopf.

„Denk nach!" drängt er. Und als sie sich weigert, fährt er fort: „Und Sunntig auf d' Nacht sagst mir, ob i nit recht hab! Kommst ans Gattertor um acht, da is scho finster, ja?"

Sie nickt. „Sunntig um acht!"

Er führt sie vom Felsen fort. Noch einmal küssen sie sich, mit vergualten Augen von einander Abschied nehmend.

„Sunntig um acht!" lächelt sie mühsam, löst ihre Arme zögernd von ihm, schlingt sie ihm noch einmal um den Nacken. Dann geht sie.

Er steht noch lang und lauscht ihren Schritten nach, auch als sie schon längst verklungen sind.

Die Seph hat den Sepp nie wiedergesehen. Er ist am Sonntag nicht gekommen. Am Tage nach dem sie auf dem Holzschlag war, ist er mitten von der Arbeit fort, seinen Rucksack über den Rücken, von den verwunderten Holzknechten nur kurz Abschied nehmend. Nachts hat er sich zum Sellhof geschlichen und der Seph einen Papierstreif, den er mit einem Stein beschwerte, aufs Fensterbrett gelegt. Auf dem Papier stand: 's geht nix. Vergiß mi! I halt, woas i dir g'schworn hab! I heirat nia a andere!" Er ist vom Fenster fortgegangen, dann hat es ihn nach ein paar Schritten zurückgerissen; er mußte noch einmal hin. Die Hand hat ihm gezuckt, er wollte den Zettel fortnehmen, zerknüllen, zerstampfen, morgen vor den Sellbauer hintreten und so tun, wie die Seph es von ihm verlangte und wie auch sein Herz es mit drängendem Schlag forderte. Aber da ist der Mond voll aus den Wolken hervorgekommen und hat sein Licht über das ganze reiche Sellanwesen gegossen, und der Sepp hat sich so armselig dastehen sehen, nichts als Rucksack und Knotenstock sein eigen. Da hat er den Kopf geschüttelt, noch einmal lang ins dunkle Fenster geblickt und ist gegangen.

Die Seph ist ein Jahr lang schwermütig gewesen, und man fürchtete für ihr Leben. Ihr Geheimnis erfuhr niemand. Später hat sie sich im Dasein notdürftig wieder zurechtgefunden; aber sie ist ledig geblieben bis an ihr Ende!

Weltwochenschau

„Geld" und „Finanzen" in der Schweiz

94 Millionen erreicht nach 9 Monaten der Betriebsüberschuß der SBB. Und immer noch wächst die Verbesserung der Resultate. Hält die Kurve der nächsten Monate, was die bisherigen versprochen, so dürfen wir wirklich den Ausdruck „normale Verhältnisse" wagen. Es liegt ja leider eine Psychose über dem Lande, ja nicht zu glauben, es herrschten wieder „sichere" oder „regelmäßige" Verhältnisse in Politik und Wirtschaft. So wie die Zürcher Bauern und Freisinnigen die Verbeugung vor Moskau für notwendig gehalten und nach Genfer- und Neuenburger-Vorbild eine „Initiative für das Verbot der kommunistischen Partei und aller ähnlichen Vereinigungen" durchgeteufelt haben, genau so sitzen in der Wirtschaft die unheilbaren Pessimisten, die durchaus die wiedergekehrte „Gesundheit" nicht sehen wollen. Es ist ja schon im persönlichen Leben so, daß mancher seinen Lebenszweck in einer eingebildeten Krankheit sucht. Warum nicht auch in Politik und Wirtschaft? Schimpfen, Hassen, Schwarzsehen, Weltuntergang-Prophezeien sind für allerlei Leute Quellen der Lebenskraft! Denn das Leben ist paradox.

Es gäbe vielleicht einen Grund, die „Normalität" anzuzweifeln: Die bald 100 Millionen der SBB reichen noch nicht aus, um die Zinsenlasten auszugleichen. Es müßte also noch mehr herein! Oder aber man müßte versuchen, die Zinsen zu reduzieren. Oder wenigstens der Reduktion nicht im Wege zu stehen. Ob das wohl möglich wäre?

Da wird uns vorgerechnet, daß im letzten Jahr nicht weniger als 1,2 Milliarden gute Schweizerfranken in USA Anlage gesucht haben. Genauer gesagt: Fremdes Fluchtkapital, das vordem in der Schweiz gesessen, und schweizerisches Kapital wandern ins Land Roosevelts aus. Vorher standen sie uns zur Verfügung. Und hätte man Vorsorge getroffen, hätte man ihnen die Abwanderung irgendwie erschwert, würden sie wahrscheinlich den Zinsfuß stark heruntergedrückt haben. Was man übrigens erwartete. Und damit wäre vielleicht doch die Erleichterung der SBB-Zinslasten und die Erringung des „total-normalen" Gleichgewichts möglich gewesen?

In jüngster Zeit hat man den französischen Eisenbahnen 200 Millionen zu 4 % gepumpt. Keine Warnung vor der „Volksfront" hat genützt. Die Kapitalisten hatten einfach zu Blum-Chautemps Vertrauen. Und dazu plagte sie die Sorge wegen des Zinsfußes in der Schweiz!

Wenn nur der Bund mit seinem Budget nicht am Ende auf diesen Zinsfuß drückt! Man denke, in seinen 530 Millionen-Ausgaben figurieren mehr als 80 Millionen Tilgungen. Und die 40 für die SBB bereitgestellten Millionen werden mehr sein als das bei SBB erwartete Rest-Defizit von 30 Millionen! Da wärs doch bald Zeit, daß der Bund wieder Schulden machte? Um des heiligen Zinsfußes willen? Denn alles, ganz alles ersparte Geld kann und will man doch nicht im Ausland anlegen?

Zu viel Geld, zu wenig „Finanzen". Wirtschaft, Horatio!

England zögert und . . . drängt.

Was England eigentlich will, weiß man nicht. Des Rätsels Lösung besteht darin, daß unter der Oberfläche zwei Parteien um die Führung ringen. An der Spitze der einen steht Eden und der größere Teil der Regierung. Die andere Gruppe zählt weniger öffentlich bekannte, dafür aber heimlich mächtige Lords und Nichtlords. Eden bezeichnete in seiner letzten großen Rede vor dem Unterhaus als das Ziel Englands in Europa: Durchhalten in der Nichteinmischungspolitik Spanien gegenüber, aber zugleich Wahrung der britischen Interessen. Das heißt: Man trennt säuberlich. Dort, wo die Einmischung der Andern England gefährlich werden konnte, wird die Toleranz Londons endlich ein Ende nehmen. Vielleicht hätte sie schon ein Ende genommen, müßte die Regierung (und die hinter ihr wirkende öffentliche Meinung) nicht